

Das Gemeindegeld : Roman. Teil 17

Autor(en): **Ebner-Eschenbach, Marie v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1937-1938)**

Heft 15

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Am häuslichen Herd.



XLI. Jahrgang

Zürich, 1. Mai 1938

Heft 15

Maientau.

Auf den Wald und auf die Wiese,
Mit dem ersten Morgengrau,
Träuft ein Quell vom Paradiese,
Leiser, frischer Maientau;
Was den Mai zum Heiligtume
Jeder süßen Wonne schafft,
Schmelz der Blätter, Glanz der Blume,
Würz und Duft ist seine Kraft.

Wenn den Tau die Muschel trinket,
Wird in ihr ein Perlenstrauß;
Wenn er in den Eichstamm sinket,
Werden Honigbienen draus;
Wenn der Vogel auf dem Reife
Raum damit den Schnabel nezt,
Lernet er die helle Weise,
Die den ersten Wald ergözt.

Mit dem Tau der Maienglocken
Wäscht die Jungfrau ihr Gesicht,
Badet sie die goldnen Locken,
Und sie glänzt von Himmelslicht;
Selbst ein Auge, rot geweinet,
Labt sich mit den Tropfen gern,
Bis ihm freundlich niederscheinet,
Taugetränkt, der Morgenstern.

Sink denn auch auf mich hernieder,
Balsam du für jeden Schmerz!
Neh auch mir die Augenlider,
Tränke mir mein dürstend Herz!
Gib mir Jugend, Sangeswonne,
Himmlicher Gebilde Schau,
Stärke mir den Blick zur Sonne,
Leiser, frischer Maientau!

Ludwig Uhland.

Das Gemeindekind.

Roman von Marie v. Ebner-Eschenbach.

(Fortsetzung.)

17

Seit einiger Zeit hatte die Frau Baronin ihre Wohnung im ersten Geschos des großen Schlosses mit einer zu ebener Erde gelegenen vertauscht. Sie fühlte sich sehr alt werden, das Treppensteigen wurde ihr schwer, und sie unterzog sich dieser Mühe nur noch bei besonderen Festlichkeiten, die nirgends anders als im Ahnensaale statt-

finden konnten. Am ersten Januar zum Beispiel, wenn die Baronin die Glückwünsche ihrer in corpore mit Gemahlinnen und kurfähigen Nachkommen ausgerückten Beamten empfing, oder am Gründonnerstag, wenn sie, einer Familientradition getreu, dasselbe Fest in bescheidener Nachahmung beging, das an diesem Tage in der Hofburg zu Wien mit kaiserlichem Glanze vollzogen wird.

Das gewöhnliche Leben der Greisin verfloß in gleichmäßiger, immer tiefer werdender Stille. Sie beschäftigte sich viel mit dem Gedanken an ihren Tod, dem sie ohne Furcht, und, trotz mancher quälenden Leiden und Beschwerden, ohne Ungeduld entgegensah. Sie hatte in ihren letzten Anordnungen das Kloster zum Erben ihres Gutes Soleschau eingesetzt. Das Kloster, in dem Milada erzogen worden war, die, so es Gott und seinen Stellvertretern auf Erden gefiel, bestimmt sein konnte, einst die oberste Leiterin des Hauses zu werden, in das sie vorzeiten als der ärmste Jüngling getreten war. Kein Bedürftiger der Gemeinde war im Testament der alten Dame vergessen, und auch keiner ihrer Diener. An sich hatte sie zuletzt gedacht, dann aber recht ausführlich, und das Zeremoniell, das sie bei ihrem Leichenbegängnis beobachtet wissen wollte, genau bestimmt. Die Gruft, die halb verfallen war und für deren Erhaltung sie grundsätzlich nie etwas getan hatte, sollte noch ihre Reste aufnehmen, dann zugemauert und der Eingang mit Erde und Rasen überdeckt werden. Die Leute, die da drinnen liegen, schließen sich mit Vergnügen von der heutigen Welt ab, meinte sie, ordnete jedoch an, daß die Kapelle, die den Grufthügel krönte, in gutem Stand erhalten werde und immer offen zu bleiben habe, damit jeder, dessen Herz danach verlangen sollte, an der heiligen Stätte ein Vaterunser für die alte Gutsfrau zu sprechen, diesem frommen Bedürfnisse nachkommen könne.

Die Baronin sann jetzt oft darüber nach, wer von den Leuten, denen sie so manche Wohltat erwiesen hatte, den Wunsch empfinden würde, für ihre ewige Ruhe zu beten, und gewöhnte sich, jeden, mit dem sie sprach, darauf anzusehen, ob er wohl zu denen gehöre, die ihrer vergessen, oder zu denen, die ihrer gedenken würden. Und wenn auch nicht ausschlaggebend, war die Bejahung oder Verneinung der Vermutungen, die sie darüber anstellte, doch von großem Einfluß auf ihre Wertmessung der Menschen.

Eines Morgens, am Tage nach Pabels letztem Klosterbesuch — die Baronin saß bei ihrer Arbeit in der Mitte eines Kanapees, das bequem noch einem halben Duzend Personen von ihrem Umfang Platz geboten hätte, hinter einem ebenso langen, schwerfälligen Tisch —, öffnete sich die Tür des Zimmers, und Matthias trat ein und meldete:

„Der Holub ist schon wieder draußen.“

„Schon wieder? — Meines Wissens kommt

er ja nie,“ sagte die Schloßfrau, und Matthias erwiderte:

„Ja — aber so halt.“

„Hm, hm, was will er?“

„Sprechen möchte er.“

„Mit wem?“

„Mit freiherrlichen Gnaden.“

„Soll kommen,“ befahl die Baronin, und bald darauf knarnten Pabels schwere Stiefel auf den Parketten.

Er wollte auf die Baronin zugehen und ihr die Hand küssen, wie es sich geschickt hätte, aber der Tisch versperrte den Zugang zum Kanapee, und den wegzuschieben, hätte sich wieder nicht geschickt. So geriet Pabel in einen peinlichen Konflikt der Pflichten, ließ in seiner Verlegenheit den Hut fallen und wagte nicht, ihn aufzuheben.

Die Baronin winkte ihm, näher zu treten, stand auf, beugte sich über den Tisch und suchte sich, so gut ihre Schwachsichtigkeit es erlaubte, durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß wirklich Pabel Holub vor ihr stand. Dann setzte sie sich wieder und fragte, was ihn herführe.

Er indessen hatte abwechselnd sie und die Strickarbeiten angesehen, die vor ihr lagen und neue und farbenfrische Ebenbilder der Köcklein und Jacken waren, in denen alle armen Dorfkin-der herumliefen. Angeheimelt durch den Anblick und gerührt durch den Fleiß der alten gebrechlichen Frau, faßte er sich auf einmal ein Herz und kam mit seinem Anliegen heraus. Es bestand in der Bitte, die Frau Baronin möge sich gnädigst dafür verwenden, daß man seiner Schwester Milada den Dienst im Kloster erleichtere, sonst könne sie es nicht aushalten und müsse sterben.

„Sterben? Milada sterben?“ Die Greisin lachte, war entrüstet, befahl dem impertinenten Dummkopf, der so etwas zu denken wage, dem rohen und grausamen Schlingel, der ein solches Wort über seine Lippen bringe, das Zimmer zu verlassen, rief den Bestürzten, als er gehorchen wollte, wieder zurück und forderte ihn auf, ihr zu erklären, wie er ins Kloster und dazu gekommen sei, Milada zu sprechen. „Aber lüg nicht wie ein Zigeuner, der du bist,“ setzte sie heftig hinzu.

Pabel erstattete seinen Bericht in äußerster Kürze, jedoch mit einem Gepräge der Wahrhaftigkeit, das wohl den verhärtetsten Zweifler überzeugt hätte.

Die Baronin senkte den Kopf immer tiefer auf ihre Strickerei, sie bereute schon ihre Ausfälle

gegen Babel, besonders den letzten. Warum hatte sie ihn einen Zigeuner genannt? Warum ihn damit an das elende Wanderleben, das er in seiner Kindheit führen mußte, und zugleich an Vater und Mutter erinnert und ihm sein Unglück zum Vorwurf gemacht? — Pfui, daß sie sich so weit von ihrem Ärger über den Burschen hatte hinreißen lassen, weil er eine unbegründete Besorgnis um seine Schwester geäußert. Nach allem, was die Baronin in der letzten Zeit von ihm gehört hatte, verdiente er eher Lob als Tadel. Hatte Anton, einer ihrer Vertrauensmänner, nicht gesagt: „War Nichtsnuß Holub, aber jetzt macht sich.“ Hatte der Förster ihn nicht ganz außerordentlich gerühmt? Hatte nicht sogar der ihm durchaus nicht wohlgesinnte Pfarrer auf ihre Erkundigung nach ihm erwidert: „Es liegt nichts gegen ihn vor“ — und sie beschimpfte ihn! . . . Sie, die am Rande des Grabes stand, die bald nicht mehr vermögen würde, einem Menschen wohlzutun, tat noch einem ohnehin Hartgeprüften weh!

„Holub,“ sprach sie plötzlich, „deiner Schwester fehlt nichts. Trotzdem will ich zu deiner Beruhigung und auch ein wenig zu der meinigen morgen ins Kloster fahren. Denn — einen unangenehmen Eindruck machen mir deine eingebildeten Befürchtungen doch, und ich möchte ihn bald loswerden.“

Babels Gesicht strahlte vor Freude. „Wenn die Frau Baronin“, sagte er, „sich doch selbst vom Aussehen Maladas überzeugen und bestimmen wollte, daß besser acht auf sie gegeben würde! Wenn die Frau Baronin ihr verbieten ließe, sich weit über ihre Kräfte anzustrengen, wie sie es tut, weil sie sich vorgenommen hat, gar zu schwere Sünder loszubeten — das wäre eine große Wohlthat, und der liebe Herrgott würde es der Frau Baronin tausendfach vergelten.“

Sie lächelte und meinte: „Da hätte der liebe Herrgott viel zu tun, wenn er alle die Wechsel einlösen sollte, die von unbefugten Schatzmeistern auf ihn ausgestellt werden.“

„Freilich, freilich“, erwiderte Babel gedankenlos, hob seinen Hut vom Boden auf, sah sich im Zimmer um und erkannte es als dasselbe, in dem er nach dem Federnraube an dem bösen Pfau seine erste Audienz im Schlosse gehabt hatte. Unwillkürlich warf er einen Blick nach der dünnen Schnur an der Decke und sah, daß sie noch immer festhielt, und daß der vergoldete Kübel bis

zur Stunde nicht herabgefallen war. Jede Einzelheit des damaligen Vorganges tauchte vor ihm auf. Er erinnerte sich besonders deutlich der großen Abneigung, die ihm die Frau Baronin eingeblöht hatte und die in solchem Gegensatz zu der Hochachtung stand, von der er sich jetzt für sie durchdrungen fühlte.

Was hatte sich denn verändert? . . . Sie nicht, sie war dieselbe geblieben, in seinen Augen nicht einmal älter geworden, eine Greisin damals, eine Greisin jetzt. Er war ein anderer, ein reicherer Mensch, nicht mehr der stumpfe, für den es nichts Verehrungswürdiges gibt, weil ihm der Sinn, es zu erkennen, fehlt. Er empfand das mit ziemlicher Klarheit und hätte es gern an den Tag gelegt, hätte sich aber auch gern empfohlen, nachdem sein Geschäft beendet, sein Gesuch angebracht und auf das beste aufgenommen worden war. Ohne Ahnung, daß es ihm zukomme, zu warten, bis er entlassen werde, sprach er:

„Ich will Euer Gnaden nicht länger belästigen, ich sag der Frau Baronin tausendmal vergelt's Gott, und wenn Sie sterben, werde ich für Sie beten.“

„So, so?“ Sie richtete sich empor. „Wirst du das wirklich tun und andächtig?“

„Sehr andächtig.“

„Babel Holub“, sprach die Baronin in freundlichem Tone, „es freut mich, daß du für mich beten willst. — Und jetzt sag mir: mein Feld, das, an dessen Rand deine Hütte steht, hast du es dir wohl recht aufmerksam angesehen? — Wie groß schätzt du's?“

„Es wird so seine fünfzehn Mezen haben, nicht ganz drei Hektare,“ erwiderte Babel ohne Zögern.

„Ein schlechtes Feld, was?“

„Ja, die Felder dort oben sind alle schlecht. Wenn ich der Verwalter wär, würd ich dort oben nie Weizen bauen.“

„Sondern?“

„Hafer oder Korn, und Kirschbäume würd ich setzen, viele, viele.“

„So setze Kirschbäume,“ sagte die Baronin ernst und rasch, „das Feld ist dein.“

„Mein — was ist mein?“

„Nun, das Feld, ich schenk es dir.“

„Um Gottes willen — mir — das Feld . . .“ Ihm war, als ob alles ins Wanken geriete, der Boden unter seinen Füßen, die Wände, das Kanapee und auf dem Kanapee die Frau Baronin. Er streckte die Arme aus und griff nach einem

Stützpunkt in die Luft. „Das große, das schöne, das gute Feld . . .“

„Hast du nicht eben behauptet, daß es ein schlechtes Feld ist?“

„Für Sie, aber nicht für mich, für mich ist es ein gutes, zu gutes . . . Um Gottes willen,“ wiederholte er, „schenken Sie es mir im Ernst, das Feld?“

Die Baronin blinzelte. „Es tut mir leid, Holub, daß ich das Gesicht, das du jetzt machst, nicht recht deutlich sehen kann. Das Blindwerden, mein lieber Holub,“ fügte sie leicht aufseufzend hinzu, „verdirbt dem Menschen manche Freude. — Geh jetzt und schick mir den Verwalter. Ich will gleich Anordnungen treffen, daß die Schenkung rechtskräftig gemacht werde.“

„Rechtskräftig . . . Euer Gnaden . . . sogar rechtskräftig . . .“ Pabel kannte sich nicht mehr, sein Entzücken überwand seine Schüchternheit, er stürzte auf den Tisch zu, schob ihn zur Seite, ergriff die Hände der Gutsfrau und küßte sie, und als sie ihm mit aller Kraft, die sie aufzubringen vermochte, die Hände entzog, küßte er den Saum ihres Kleides und ihre Ärmel und ihr Umhängetuch und stöhnte und jauchzte und konnte nicht sprechen.

Ihr wurde, so mutig sie war, ein wenig bang vor diesem entfesselten Sturm. Sie zankte Pabel tüchtig aus und erklärte ihm, alles müsse ein Ende haben, auch Dankbarkeitsbezeugungen, und wenn er den Verwalter nicht augenblicklich holen gehe, sei es mit der Schenkung nichts.

Das brachte ihn zu sich. In der nächsten Minute war er draußen im Hofe. Vor dem Tor stand die blonde Slava, das Häuslerkind schön den Angedenkens. Sie diente im Schlosse seit ihrer Rückkehr und war jetzt damit beschäftigt, lecke Turteltauben zu füttern, die sich's nicht einfallen ließen, dem heranstürzenden Pabel auszuweichen; er mußte sich in acht nehmen, nicht eine von ihnen zu zertreten. Slava rief ihm einen guten Morgen zu, und er, ganz vergessend, daß es seine schlimmste Feindin war, die zu ihm sprach, erwiderte:

„Ich hab' ein Feld, die Frau Baronin hat mir ein Feld geschenkt.“

Die Feindin wurde rot bis unter die Haarwurzeln. „Das ist aber schön“, sagte sie, „das freut mich.“

Jetzt erst besann er sich, mit wem er redete, und eilte ohne Gruß hinweg.

So ganz andres und Wichtiges ihn auch er-

füllte, nebenbei mußte er doch daran denken, wie gut das Rotwerden ihr gestanden hatte, welch ein bildhübsches Mädchen sie war, und daß es nicht recht sei vom lieben Herrgott, einer so schwarzen Seele Wohnung anzuweisen in einer so holden Fülle. Jeder Unbefangene mußte dadurch irregeleitet werden. Zum Glück war Pabel kein Unbefangener, ihn vermochte der Schein nicht zu täuschen. Er kannte diese Slava, und ob ihre Lippen sich im Sprechen bewegten, ob sie, von lieblichster Sanftmut, umschwebt aufeinander ruhten, er konnte sie nicht ansehen, ohne der Stunde zu gedenken, in der sie sich geöffnet hatten, um ihn dem Hohn und Spott preiszugeben mit der grausamsten Frage: „Fahrst zum Vater oder zur Mutter?“ . . . „Verzeih allen“ — hatten Milada und Habrecht gesagt, und er, wahrlich, er wollte es tun; aber der gemahnt wird, zu verzeihen, wird er nicht auch zugleich an das gemahnt, was er zu verzeihen hat?

Die Erinnerung bildete die unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und jenen, mit denen Frieden zu schließen seine liebsten Menschen ihn beschworen.

Die Frau Baronin hielt Wort; die Schenkung wurde rechtskräftig gemacht, Pabel war ein Grundbesitzer geworden. Das unerhörte Glück, das ihm vom Himmel gefallen, trug allerdings nichts bei zur Verminderung seiner Unbeliebtheit. Niemand gönnte es ihm; sogar Arnost hatte, als ihm Pabel die große Nachricht gebracht, den Mund verzogen und gefragt: „Wie kommst du dazu?“ Auch der Förster und Anton äußerten im ersten Moment mehr Überraschung als Teilnahme. Was den Verwalter betraf, so sprach er der Frau Baronin gegenüber unverhohlen aus, sie habe sich von ihrer Großmut leider hinreißen lassen. Das Geschenk sei ein viel zu namhaftes und müsse in der Dorfbewohnerschaft Neid gegen den Empfänger erregen und Mißmut gegen die Spenderin.

Die Frau Baronin begnügte sich damit, diese Äußerungen der Unzufriedenheit ihres ersten Würdenträgers zur Kenntnis zu nehmen; als jedoch der Herr Pfarrer dasselbe Lied anstimmte und von edlen, aber gar zu spontanen Entschlüssen der Frau Baronin sprach, entgegnete sie: die Schenkung an Pabel Holub sei die Frucht eines von ihr ausnahmsweise langgehegten Entschlusses und durchaus keine zu großmütige, sondern die genau entsprechende Spende für einen braven, vom Schicksal bisher vernachlässigten Bur-



Die Gratulantin.

Gemälde von Johann Gusef.

schen, der überdies der Bruder der mutmaßlich zukünftigen Oberin eines Klosters sei.

Hierauf schwieg der geistliche Herr.

Aus dem Kloster war die Frau Baronin nach mehrtägigem Aufenthalt ganz vergnügt zurückgekehrt, hatte Pabel rufen lassen, ihm zahllose Grüße von seiner Schwester gebracht, ihn wegen seiner Sorgen um sie beruhigt und mit unendlicher Liebe und mit unendlichem Stolz von ihr

erzählt. Die alte Frau wurde förmlich schwärmerisch in ihrer Begeisterung über das „Kind“. Der Allgütige selbst hatte ihr, der alten müden Pilgerin, das Kind gesandt, damit es ihr die letzten Lebensjahre erhelle und ihr die Pforten seines Himmels öffne.

„Mache dich einer solchen Schwester würdig,“ schärfte sie Pabel ein, und er faßte die besten Vorsätze, nach diesem Ziel, das ihm das denkbar

höchste erschien, zu streben, konnte aber den geheimen Zweifel, ob er auch jemals imstande sein werde, es zu erreichen, nicht loswerden. Doch kämpfte er redlich und wünschte heiß, daß die Frau Baronin und daß seine Schwester nur noch Gutes von ihm zu hören bekämen. Eine große Angstlichkeit um seinen Ruf begann sich seiner zu bemächtigen. Die Sehnsucht, gelobt zu werden, die Freude an der Anerkennung erwachte in ihm, und er ahnte nicht, daß sie ihn so schwach machte, wie einst sein Trotz gegen die Menschen und seine herausfordernde Gleichgültigkeit gegen ihr Urteil ihn stark gemacht hatten.

„Wer kann mir was nachsagen?“ wurde seine stehende Redensart. Ein scheeler Blick, ein rauhes Wort vermochten den sonst gegen die rohesten Äußerungen der Mißgunst Geseiten zu beleidigen; der Neid, den sein Besitztum erregte und der ihm in früheren Tagen die Freude daran gewürzt hätte, verdarb sie ihm jetzt. Sein Feld wurde zum Räuber seiner Ruhe und seines Schlafes, seine geliebte Qual. Sooft er es nach kurzer Trennung wieder sah, war es in irgendeiner Weise geschädigt worden, und er brachte, um es zu verteidigen, die Energie nicht auf, mit der er dereinst seine Ziegel verteidigt hatte. Er wollte nicht, daß der Frau Baronin zu Ohren komme, er habe sich wieder aufs Brügeln eingelassen, und überhaupt sollte sie nie erfahren, wie sehr das Geschenk, das sie ihm gemacht hatte, ihm mißgönnt wurde.

Einmal fand er einen Teil des magern, auf seinem Felde stehenden Weizens noch grün abgemäht. In der nächsten Nacht paßte er den Übeltätern auf, die auch wirklich in Gestalt einiger mit Sichel bewaffneter Weiber und Kinder wiederkamen. Pabel begnügte sich damit, ihnen die Sichel und die Grastücher abzunehmen und trug diese am nächsten Morgen zum Bürgermeister. Der zeigte sich erfreut über Pabels gesetzmäßiges und schonendes Vorgehen, versprach, den Schaden erheben zu lassen und das Diebsvolk zur Zahlung anzuhalten. Drei Wochen später lagen die Sichel und Grastücher aber noch immer beim Ortsvorsteher, weil die Mittel, sie einzulösen, fehlten. Pabel ersuchte endlich selbst, sie ihren Eigentümern zurückzugeben, unter der Bedingung, daß die Leute zu ihm kämen, um sich bei ihm zu bedanken. Es geschah nur allzugern; das war ein neuer, ein guter Spaß, so wohlfeil durchzuschlüpfen und sich dann zu bedanken beim „Gemeindefind“. Alle, die den Scherz

mitgemacht hatten, fanden ihn so lustig, daß sie beschloßen, sich ihn bald wieder zu gönnen.

Die Diebereien hörten nicht auf, und Pabel fuhr fort, sich ihnen gegenüber erstaunlich wehrlos zu zeigen, während er anderseits eine außerordentliche Tatkraft entfaltete.

Er hätte sich vervielfältigen, an zehn Orten zugleich sein und an jedem seinen Mann stellen mögen. Er rigolte einen Teil seines Feldes und bereitete es vor zur Aufnahme der Kirschbäumchen; er half dem Schmied, wo er konnte; der Förster verließ sich beim Anlegen der Waldkulturen auf niemanden so gern wie auf ihn und meinte, das Forstwesen wäre Pabels eigentliches Fach gewesen, wenn er sich ihm von Jugend auf hätte widmen können. „Und was für ein Schmied wäre er geworden, wenn er etwas gelernt hätte!“ sagte Anton. „Aber ein Gemeindefind läßt man nichts lernen; die Grundlagen fehlen, und beim Anfang anzufangen ist es jetzt zu spät. Er wird sich mit dem schlechten Feld plagen bis an sein Ende und doch nichts Rechtes herausbringen.“

Diese Prophezeiung betrübte Pabel — ihn im Glauben an sein Feld zu erschüttern, vermochte sie nicht. Er bestellte den alten Virgil, der sich seinem Pflegesohn, wie er ihn nannte, mit Haut und Haar geschenkt hatte und tagelang neben Lamur auf seiner Schwelle hockte, zum Hüter seines Grundbesizes, und Virgil übernahm das Amt freudig, vermochte jedoch nicht mehr, es zu versehen. Vor seinen Augen vollzog sich Frevel um Frevel an Pabels Eigentum. Die Vorwürfe, die Virgil deshalb hören mußte, nahm er mit einem verschmizt-schallhaften Lächeln hin und sprach:

„Seh, Pablicek, was liegt dir an dem Krampep? Du kannst ihnen bald die ganze Geschichte hintwerfen, wirst bald ganz andre Grundstücke haben.“

Pabel geriet in Zorn, verwies ihm solche Reden und wendete sich rasch ab, um den Eindruck zu verbergen, den sie auf ihn hervorbrachten.

Der Alte wurde immer aufgeräumter; sein schwaches Lebensflämmchen schien neu aufzublühen, indes der Sommer hinwelkte. Ein Wunder, das ihn beglückte, war im Begriff, sich zu vollziehen. Er, der gebrechliche Greis, sollte den jungen starken Peter überleben. Ja, das war das einzige, das ihn freute, er sollte den Peter überleben. Der Arzt machte kein Geheimnis daraus, daß er ihn aufgegeben hatte. Alle Leute wußten

es, nur Winka wollte es nicht glauben, und der Kranke selbst sagte: „Ich werde gesund, sobald ich mich ausgehustet habe.“

Peter kämpfte tapfer mit dem Tode; je näher der ihm kam, desto mutiger wehrte er sich.

„Nützt alles nichts,“ vertraute sein Schwiegervater jedem, der es hören wollte, an, „der erste Frost nimmt ihn doch mit, der Herr Doktor hat es mir gesagt“ — und Virgil konnte den ersten Frost kaum erwarten.

Eines frühen Morgens, im Oktober, schallte der Klang des Zügelglöckleins durch das Dorf. An ein Fenster der Grubenhütte wurde geklopft, und Lamur schlug an. Babel fuhr aus dem Schlafe; die Tür seiner Stube war geöffnet worden. Virgil stand da, das Gesicht brennrot, die mit einem Rosenkranz umwundenen Hände auf den Stock gestützt, und sprach:

„Was sagst dazu, Pablicek? Die Winka ist eine Wittib.“

(Fortsetzung folgt.)

Warum?

Warum hab' ich nicht Rast, noch Ruh,
sobald der Himmel blaut,
sobald im Wald ein Vöglein singt,
aus grünem Moose schaut
der ersten Frühlingsblümelein
holdselig Angesicht,
sobald des Kuckucks erster Schrei
aus Waldesgründen bricht?

Und litte ich noch tausendmal
dieselbe süße Pein,
ich möchte doch von dieser Not
um nichts befreiet sein;
denn holde Wunder schließen sich
vor meinen Augen auf,
vom ersten milden Frührotschein
bis zu der Sterne Lauf.

Anna Kling-Megert.

Von Passau bis Budapest.

Eine Donaufahrt von Ernst Eschmann.

(Schluß.)

W i e n. H e i m w ä r t s.

Die Rückfahrt von Budapest aufwärts mit dem Dampfer bescherte uns noch einmal die Bilder, die uns so große Freude gemacht hatten. Die Beleuchtung hatte gewechselt, und manches erschien uns neu. Es war ja auch nicht möglich, beim ersten Vorbeifahren alles zu sehen. So hatten wir Gelegenheit, Lücken auszufüllen, und wieder Esztergom zu grüßen, lockte schon lange. Am Morgen sah es nüchterner aus als im Abendschein, der alles verzaubert hatte. Aber es blieb genug, daß uns die zweite Begegnung von Neuem entzückte. Wir fuhren einen ganzen Tag und in die Nacht hinein. Dann gingen wir zu Bett, und als wir am Morgen die Augen aufschlugen, hatten wir Wien erreicht.

Ein Tag Wien! Das war sozusagen der Desfekt unserer köstlichen Fahrt. Unsere Wünsche strebten sehr stark auseinander. Zudem kannten die meisten die Kapitale Österreichs. So war es ein guter Gedanke der Reiseleitung, einem jeden freie Hand zu lassen, wenigstens bis zum Mittag.

Ich erinnerte mich der kurzweiligen Zeit, da ich einmal während zwei Wochen Wien und Umgebung durchstöberte. Die Stadt eroberte mein Herz im Sturme, und ebenso sehr erwärmte ich

mich für den frohmütigen Schlag der Wiener, die so viel redseliger und aufgeschlossener sind als wir zugeknöpften Schweizer. Da könnte es nicht geschehen, daß man in der Bahn oder bei einem Schoppen eine halbe Stunde säße, ohne mit seinem Nachbar oder seiner Nachbarin Fühlung zu nehmen. Kurzerhand steckt man mitten in der schönsten Unterhaltung, und wenn man noch so nebenbei bemerkt, man komme aus der Schweiz, hat man vollends gewonnenes Spiel.

Diese altvertrauten Stätten wieder zu sehen, den Stephansdom, den Ring, das Burgtheater, die Oper und das Justizgebäude, ein paar Auslagen zu betrachten, Bücher in den Buchläden, Bilder und kunstgewerbliche Sachen, war mein unbestimmter Plan, und ich schlenderte vergnügt die Straßen entlang.

Ich liebe es, Städte so zu durchpirschen. Denn jede Ecke bringt etwas Ungewohntes, und unerblickt und ganz ungewollt erhascht man einen wesentlichen Zipfel vom Geist und Charakter dieses Gemeinwesens. Man hört den gemüthlichen Tonfall der Sprache und mischt sich unter die muntere Schar des Landvolkes, das in seinen Tiroler Hütl und Lederhosen überall anzutreffen ist; Städter und Bauer, sie rücken hier gern zu-